

Im XXL-Sound

Seit 2004 leitet **James Levine** das legendäre **Boston Symphony Orchestra**. Jetzt geht man erstmals gemeinsam auf Tournee – auch nach Deutschland und in die Schweiz. Kai Luehrs-Kaiser war kurz zuvor für einen Hausbesuch in Boston.

Als James Levine, so erzählt er, vor einigen Jahren den CD-Preis eines französischen Klassik-Magazins erhielt, ging er kurz zuvor mit dem Chefredakteur essen. Der Preis war ohne Kenntnis dessen, wer die Interpreten der CD seien, verliehen worden. Während der privaten Zusammenkunft schenkte der Chefredakteur dem Dirigenten reinen Wein ein. Er sagte: „Hätten meine Kollegen gewusst, wer die Aufnahme gemacht hat, Herr Levine, dann hätten Sie den Preis nie gekriegt!“

James Levine, im Chef-Zimmer der Boston Symphony Hall, sitzt auf seinem

Sofa und lacht. „Hauptsache, die Aufnahme wird gemocht“, meint er echt amerikanisch. Ihm ist nicht unvertraut, dass viele Europäer gegenüber ihm, dem mächtigsten Dirigenten der USA, ein eher distanziertes Verhältnis haben. Seit den Einbrüchen bei der CD-Industrie ist Levine auch von der Agenda der Plattenfirmen so gut wie verschwunden. In Deutschland wurde es still um ihn, seitdem er sein eher durchwachsenes Intermezzo bei den Münchner Philharmonikern im Jahr 2004 beendete.

Auch für Levine scheinen die fünf Münchner Jahre übrigens definitiv vorbei. „Ich hatte eine gute Zeit und hoffe, auch für die Münchner Philharmoniker war es gut. Ich glaube, viel weiter konnten wir nicht kommen. Meine Zeit in München war um.“ Kein weiterer Blick zurück. Kein Zorn.

Im Sommer 2004 wurde der gleichzeitige Chef der New Yorker Metropolitan Opera (seit 1973) nun Nachfolger von Seiji Ozawa beim Boston Symphony Orchestra. Er kontrolliert und prägt damit eines der größten musikalischen Kraftzentren der gesamten westlichen Welt. Ein US-Karajan. Ein ingenieuser Volverwerter und Alleskönner ohnehin, der von Mozart bis zu Messiaen und Elliot Carter, von Verdi bis Weill seit den späten 1970er Jahren alles in Gold und Silberscheiben verwandelte, was vor seinen Taktstock geriet.

Das Erstaunliche: Wer in der herrlichen Boston Symphony Hall, tatsächlich

einem akustischen Elysium, dem Klang dieses Orchesters lauscht, begegnet dem Sound der 1980er Jahre. Ich gestehe: Wenn man in Boston ebenso einen konzertanten „Fidelio“ (mit Johan Botha und Christine Brewer) wie ein Mozart-Klavierkonzert (mit Alfred Brendel), Ravel und einige Moderne gehört hat, traut man immer noch seinen Ohren kaum. Ein akustisches Déjà-vu ereignet sich da. Der opulente, fast fette Streichglanz der Karajan-Epoche, das homogenisierte Blech und die Legato-Predigten einer klanglichen Luxus-Epoche feiern da Wiederauferstehung. Man findet sie so in Europa nirgends mehr. Auch nicht in London, Berlin oder Paris.

Ein Klang also, der unter Denkmalschutz gestellt werden sollte? Jedenfalls einer, der von der Kontinuität der 20-jährigen Ozawa-Periode ebenso zeugt wie von Levines Ideal eines gesanglichen Musizierens. „Ich suche nach einem vokalen Klang“, sagt Levine rundheraus. Und zwar gleichgültig, ob es sich hierbei um Vokalmusik handelt oder nicht. „Ich betrachte den Klang als in einem natürlichen Verhältnis zur menschlichen Stimme stehend.“ Vielleicht klingt deshalb das Boston Symphony Orchestra heute für europäische Ohren beinahe altmodisch, jedenfalls poliert im Klang – wie man dies seit dem Siegeszug der Alte Musik-Bewegung auch bei traditionellen Orchestern kaum mehr findet.

Die historische Aufführungspraxis scheint am Boston Symphony Orchestra



Fotos: Konzertagentur Schmid

Biographie

James Levine wurde am 23. Juni 1943 in Cincinnati/Ohio geboren. Sein Vater war Geiger in einer Tanzkapelle, sein Großvater Kantor einer Synagoge. Mit zehn Jahren debütierte er als Pianist. Studien bei Walter Levin und Rudolf Serkin. 1961 ging er zur Juilliard School, 1964 wurde er jüngster Assistent von George Szell. 1971 erstmalig an der New Yorker Met, wo er seither etwa 2.000 Vorstellungen von 75 Opern dirigiert hat. Seit 1972 hat er mehr als 200 Tonträgeraufnahmen produziert. Levine dirigierte nahezu alle großen Orchester auf der Welt. Von 1999 bis 2004 war er Chef der Münchner Philharmoniker.



Das Boston Symphony Orchestra mit seinem Chefdirigenten James Levine.

gänzlich vorbeigegangen. Sie repräsentiert denn auch für Levine eine Entwicklung, mit der er sich nur sehr bedingt anfreunden kann. „Ich bin nicht für die Art des Generalisierens, die sich in den letzten Jahren ergeben hat. Alles hängt sehr von dem Stück ab, über das wir sprechen. Weniger von der Epoche, aus der es stammt.“ Darin ist er ganz offen – und erfrischend kämpferisch.

„Ich erinnere mich an eine Unterhaltung mit Harnoncourt zu einem Zeitpunkt, als er gerade Kathy Battle [gemeint ist die amerikanische Sopranistin Kathleen Battle] angeboten hatte, Donna Elvira im ‚Don Giovanni‘ zu singen. Sie hat ihm gesagt: ‚Das kann ich nicht, ich singe Zerlina.‘ Womit sie Recht hatte. Interessant ist, dass auch Harnoncourts Aufführungen sehr davon abhängen, mit welchem Orchester und welchen Solisten er sie macht.“ Und dann fügt er gleich einem Stoßseufzer auf Deutsch hinzu: „Gott sei dank!“

„Ich halte jede Schulbildung im Grunde für einen Fehler“

Von Sängern versteht der erfahrene Opern-Fex James Levine vielleicht wirklich mehr als mancher seiner Kollegen. Seine Vorbehalte scheinen praktisch motiviert. „Ich halte jede Schulbildung im Grunde für einen Fehler. Und zwar, weil sich sogar die historischen Forscher in kaum einem Punkt einig sind. Wo immer jemand etwas entdeckt, antwortet jemand anderes mit einer gegenteiligen Entdeckung.“

Dennoch erscheint der heutige Levine nicht mehr derselbe wie ehemals. Der

Boston Symphony Orchestra

Das **Boston Symphony Orchestra**, gegründet 1881, ist das zweitälteste Orchester unter den amerikanischen „Big Five“ (nach dem New York Philharmonic). Unter Seiji Ozawa (1973–2001) produzierte der Klangkörper mehr als 140 Einspielungen. Zu dessen Vorgängern zählen William Steinberg (1969–1972) und Erich Leinsdorf (1962–1969), vor allem aber Charles Münch (1949–1962) und Serge Koussevitzky (1924–1949). Ahnherren unter den Chefdirigenten sind Pierre Monteux (1919–1924), Karl Muck (1912–1918) und Arthur Nikisch (1889–1893). Schon 1885 gingen die Boston Pops, das bekannteste Orchester der USA, aus dem BSO hervor. Seit 1937 betreut man das Tanglewood Festival im Westen des Bundesstaats Massachusetts. Bartók komponierte sein „Konzert für Orchester“ für das BSO.

schwere Mann fiel im vergangenen Jahr auf dem Weg zur Podiumsmitte in der Boston Symphony Hall vor versammeltem Publikum lang hin. Er stand auf, fühlte sich in Ordnung. Doch ein Schulterbruch zwang ihn (neben einer komplizierten Operation) zu einer vielmonatigen Auftrittspause. Heute benutzt der 64-Jährige beim Dirigieren grundsätzlich einen Stuhl (wie schon manchmal in München). Das gelbe Handtuch, früher sein Markenzeichen, ist verschwunden. Ob die Schulter schuld ist oder eine gerüchteweise kolportierte Diabetes? Wäh-

das Orchester innerhalb der USA gewiss unerreicht. Schon Serge Koussevitzky, Chefdirigent von 1924 bis 1949, holte französische Bläser nach Boston – und legte damit die Grundlage für eine Auf-führungstradition, die bei Charles Münch (1949 bis 1962) zu legendären Berlioz-Aufnahmen, aber auch schon früher, unter Pierre Monteux (1919 bis 1924) erste Triumphe im französischen Fach beinhalten.

Levine ist der erste genuin amerikanische Dirigent des Orchesters – erstaunlich genug! Er hat auch deswegen zugegriffen. „Ich dachte: Es ist Zeit dafür“, sagt er und räumt ein, so eine exzeptionelle musikalische Schlüsselposition in Amerika eigens angestrebt zu haben. „Hier lässt sich viel bewirken.“ Auch persönliche Gründe gibt er an, neben der Met nunmehr die nördlich gelegene, mit dem Auto erreichbare Universitätsstadt in Neuengland erobern zu wollen.

„Meine persönliche Situation war sehr seltsam, als ich nach Boston kam. Ich hatte 23 Jahre lang alljährlich beim Sommer-Festival des Chicago Symphony Orchestra dirigiert und war seit vielen Jahren regelmäßiger Gast beim Philadelphia Orchestra. In Cleveland hatte ich George Szell sehr nahe gestanden. Meine lange Zeit an der Met bedeutete aber, dass ich das New York Philharmonic Orchestra

rend Proben und Interviews nuckelt Levine an einem riesigen Limonade-Becher. Im Dirigentenzimmer duftet es nach rohen Zwiebeln. Levine, kein Zweifel, ist auf veränderte Weise wieder obenauf.

Als er das Boston Symphony Orchestra von Ozawa übernahm, war es keineswegs eingerostet. Als Kardinaltugend und größtes Spezifikum des Orchesters hebt Levine dessen Flexibilität hervor: die Möglichkeit, am selben Abend von Beethoven auf Debussy umzuschalten. Besonders im französischen Repertoire ist

nicht wirklich dirigieren konnte. Es hätte eine Überschneidung der Kompetenzen bedeutet, und das wollte ich nicht.“ Mit anderen Worten: Das Boston Symphony Orchestra war Levines einzige offene Option unter den „Big Five“.

Eine Alternative gab es zu seiner Wahl fast nicht. Bernard Haitink, so erzählt Intendant Marc Volpe, hätte man gern gefragt. Er indes hatte signalisiert, dass er für keinen Chefposten mehr zur Verfügung stünde. Weitere Kandidaten diskutierte man angeblich kaum. Wer nachbohrt, erfährt, dass man von Rafael Frühbeck de Burgos eine hohe Meinung besitzt. Auch erstaunlich: Viele Maestri, nach denen man fragt, haben sich in Boston noch nie (oder kaum) dirigistisch vorgestellt.

Einen Paradigmenwechsel zwischen sich selber und Ozawa hebt Levine deutlich genug hervor. „Seiji und ich harmonieren persönlich sehr gut miteinander. Aber wir machen total unterschiedliche Musik.“ Levine definiert sich als einen amerikanischen Dirigenten. Und er darf dies, weil er damit jenes spezifische Fremdheitserlebnis markiert, das Klassik-Musiker aus Amerika zumindest von Europäern unterscheidet: „Mir hilft es – als einem amerikanischen Dirigenten –, dass ich zu allem großen Repertoire, gleichgültig ob zum deutschen, französischen oder italienischen, den gleichen Abstand, die gleiche Distanz fühle. Ich bin überall gleichermaßen ein Fremder.“

Vielleicht ist Levines „Panorama-Ästhetik“, seine Neigung zu klanglichem Hochglanz daher seine spezifische Äußerungsform dieses zu allem gleicher-

maßen empfundenen Abstands. Levines Klangideal, das er mit dem Boston Symphony Orchestra zur Perfektion weiterentwickelt hat, wäre dann Zeichen einer „Äquidistanz“. Mithin eine typisch amerikanische Art klangvoller Anverwandlung, die mit den Dogmen scheinbarer Authentizität, wie sie uns in Europa beschäftigen, gebrochen hat.

Freilich begreift Levine seinen Sound als etwas Natürliches. „Der Ton ist, wie er ist“, meint er. „Ich poliere nicht nach.“ Das ändert nichts daran, dass Levine mit

James Levine: „Der Ton ist, wie er ist. Ich poliere nicht nach“

seiner speziellen Ästhetik ein Refugium jenes Superklangs geschaffen hat, den man früher allgemein anstrebte – und den man heute bewundernd und staunend als etwas Seltenes zur Kenntnis nimmt.

Ungebrochen ist übrigens Levines Verhältnis zur eigenen Diskographie. Ohne Abstriche steht er zu jenem Schwung opulenter Mozart-Sinfonien, die er mit den Wiener Philharmonikern in den 1980er Jahren realisierte. „Ich glaube, Sie finden dort einen großartigen Orchesterklang.“ Genau darin werden ihm heutzutage vielleicht nicht alle Kenner mehr folgen wollen. Auf die Frage, was seiner eigenen Meinung nach die besten Levine-CDs seien, zögert dieser begreiflich. Da gebe es welche, die er gar nicht möge. Er denkt nach.

„Man müsse viele Aufnahmen machen, um einige gute zu hinterlassen“, zitiert Levine den Pianisten Alfred Brendel, mit dem er am selben Abend Mozarts G-Dur-Konzert KV 453 aufführen wird. Wir helfen nach: Verdis „Vespri siciliani“ vielleicht? Oder „Otello“ mit Plácido Domingo und Renata Scotto? Ja, beide Aufnahmen gefallen auch Levine selber noch. Und dann: die Beethoven-Konzerte mit Alfred Brendel mit dem Chicago Symphony Orchestra (tatsächlich die wohl bessere Wahl gegenüber Brendels Wiener Aufnahmen unter Simon Rattle). Und der „Eugen Onegin“ mit der Staatskapelle Dresden. In der Tat. Das sind Aufnahmen, die einen klassischen Rang bis

heute wohl beanspruchen dürfen. Und die ästhetisch eine bruchlose Entwicklung, auch Reifung eines Dirigenten nachvollziehen lassen, dem heute etwas durchaus Altmeisterliches zukommt.

Demnächst geht James Levine mit dem Boston Symphony Orchestra erstmalig auf Europa-Tournee. Das Programm enthält ein sehr breites Spektrum von Werken: vom Ravel-Klavierkonzert mit Pierre-Laurent Aimard über Brahms' Sinfonie Nr. 1 und Bartóks Konzert für Orchester bis zu konzertanten Auffüh-

rungen von Bartóks „Herzog Blaubarts Burg“ mit Michelle De Young und Albert Dohmen und Berlioz' „Damnation de Faust“ mit Marcello Giordani, Yvonne Naef, José van Dam. Eine Repertoire-Auswahl, die eine Einschätzung der Stärken dieses nach wie vor wundervollen Klangkörpers in exemplarischer Weise erlauben dürfte.

Der runde Klang des Orchesters und die barocke Fülle seines Dirigenten: Irgendwie scheint dazwischen ein durchaus harmonischer Zusammenhang zu bestehen. Bösen Beobachtern erschien James Levine lange Zeit als die Verkörperung eines All-you-can-eat-Dirigenten der 1980er. Doch der XXL-Sound, den er in Boston kongenial umgesetzt und vervollkommen hat, stellt zurzeit weltweit ein Ausnahmephänomen dar, bei dem man nichts als gespannt sein darf, wie ebendies auf europäische Ohren wirkt. In jener alten Welt also, in welcher der Klang-Luxus der Vergangenheit fast ganz abhanden gekommen scheint. ■

Termine

26.-28.8. Luzern, KKL (Ives, Carter, Ravel, Bartók, Brahms, Berlioz)

30.8. Hamburg, Laeiszhalle (Brahms, Bartók: Blaubarts Burg)

31.8. Essen, Philharmonie (Berlioz)

1.9. Düsseldorf, Tonhalle (Carter, Bartók, Brahms)

3.9. Berlin, Philharmonie (Ives, Carter, Ravel, Bartók)

Internet

www.bso.org

